

(Nachdruck verboten.)

15]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Sarah wollte es scheinen, als wären Esther und William nicht mehr die guten Freunde von ehemals; sofort hellte ihr mürrisches Gesicht sich auf.

„Na, so was? Seht die bloß an, sitzt sie doch da und starrt in ihre Theetasse hinein, mit 'nem Gesicht, als wäre sie in 'ner Bibelklasse.“

„Was geht das Sie an?“ fragte William.

„Was mich das angeht? Ich seh' nicht gern ein häßliches Gesicht am Frühstückstisch.“

„Dann ist's gut, daß kein Spiegel hier ist; ein wahres Glück!“ erwiderte William.

Sarah und William begannen nun heftig zu zanken, und während dieses Rantens verließ Esther rasch das Zimmer. Auch während des Mittagessens sprach sie kaum ein Wort; wieder riefen die andern ihr zu, sie solle sich mit William versöhnen; sie aber gab kaum Antwort und versuchte, ihm am Nachmittag zu entgehen, indem sie sich in ihrem Zimmer so lange einsperrte, bis sie glaubte, nun sei die Stunde, wo er mit der Equipage auszufahren hatte. Aber sie hatte sich um einige Minuten verrechnet, und als sie die Treppe herunterkam, erblickte William sie und räumte den ganzen langen Korridor hinab ihr entgegen. Er legte seine Hand mit bittender Gebärde auf ihren Arm.

„Rühr mich nicht an!“ sagte sie und ihre Augen flammten fast gefährlich auf.

„Welcher Unsinn, Esther! Na, nun mach's aber nicht zu toll.“

„Geh fort! Du sollst nicht zu mir sprechen.“

„Aber ich will Dir nur ein Wort sagen; so höre doch zu.“

„Geh von mir fort! Wenn Du mich nicht sofort zufrieden läßt, gehe ich zu Mrs. Barfield.“

Unwillkürlich trat William zurück; sie ging in die Küche hinein und warf die Thür hinter sich zu.

Er war bei ihren Worten ein wenig bleich geworden, wartete noch einen Augenblick und eilte dann fort nach dem Stall hin. Wenige Momente später sah ihn Esther sich auf seinen Platz neben dem Kutscher auf der Equipage setzen. Da es von Esther nachgerade bekannt war, wie sie mit jemand, mit dem sie sich gezonkt hatte, oft acht, auch vierzehn Tage lang nicht sprach, erregte auch ihr Schweigen diesmal wenig Verdacht. Die andern glaubten, die beiden hätten sich irgend einer Kleinigkeit halber veruneinigt, und Sarah meinte: „Was für Karren die Männer doch sind! Da bettelt er sie nun in einem fort an, ihn zu verzeihen! Seht ihn bloß an, wie er ihr nachläuft, da eben schon wieder in den Holzschuppen!“

Sarah hatte recht; William folgte Esther von der Küche in die Aufwaschküche, von der Aufwaschküche in den Holzschuppen. Sie gab ihm meist gar keine Antwort, wenn er sprach, sondern glitt rasch an ihm vorüber, und wenn er ihr mit Gewalt den Weg vertrat, sagte sie heftig:

„Laß mich vorüber; ja? — ich muß meine Arbeit thun.“ . . . und wenn er dann noch ein Wort sagte, so sprach sie davon, sich bei Mrs. Barfield zu beklagen.

Es war nicht ihr Wille gewesen, sich ihm zu ergeben; er hatte einen Augenblick der Schwäche bei ihr benutzt, das war ihre Auffassung von ihrer Sünde, und wenn ihr Herz sich mitunter für ihn erweichen wollte, und der Gedanke ihr wohl kam, daß es ja egal wäre, da sie einander doch heiraten wollten, so war wiederum ein anderer Impuls in ihr, der sie antrieb, das Gegenteil von dem zu thun, was sie thun wollte.

Sie hatte das Gefühl, als könnte sie seine Achtung nur dann wieder gewinnen, wenn sie ihm lange Zeit hindurch ihre Verzeihung verweigerte. Das strenge religiöse Gefühl, welches beständig ihre Seele erfüllte, der strikte Protestantismus in ihr diente dazu, ihre instinktiven und anerzogenen Vorurteile noch zu verstärken, und die natürliche Scham, die sie zuerst empfunden hatte, verschwand fast vor der Gewalt ihrer plötzlich sich aufbäumenden Tugend.

Sie hatte kaum mehr Furcht vor Entdeckung; was that es denn, ob andre es erfahren oder nicht, da sie es doch wußte? Und in stiller Nacht bat sie auf den Knien Gott um Vergebung; aber er schien streng zu bleiben und ihr nicht vergeben zu wollen, denn ihre Sünde war die unverzeihlichste — es war gerade die, gegen welche ihre Sekte besonders ankämpfte. Mit schwerem, bedrücktem Herzen legte sie sich nach verrichtetem Gebet allnächtlich nieder.

Die Tage vergingen und schienen in ihr keine Veränderung hervorzurufen, und William ward es endlich müde, ihr nachzulaufen.

„Wenn sie partout müdsch sein will, laß sie!“ dachte er — und ging mit Sarah aus; und wenn Esther dann das Paar vom Küchenfenster aus über den Hof gehen sah, so sprach's in ihrem Herzen: „Laß ihn doch mit ihr gehen; ich will ihn nicht haben!“ — denn sie wußte wohl, daß das seinerseits nur ein Versuch war, sie eifersüchtig zu machen; und daß er eine solche List anwandte, um sie runtzukriegen, ärgerte sie noch mehr an ihm; so daß, als sie eines Tages einander im Garten begegneten, wohin sie Futter für die Katzen trug, und er sagte: „Verzeih' mir doch, Esther, ich bin nur mit Sarah ausgegangen, weil Du mich ganz toll gemacht hast!“ — sie die Zähne fest zusammenpreßte und ihm gar keine Antwort gab.

Da aber stellte er sich breit vor sie hin in den Weg, entschlossen, sie diesmal nicht los zu lassen.

„Ich habe Dich sehr lieb, Esther,“ sagte er, „und ich will Dich heiraten, sobald ich genug verdient oder gewonnen habe, um Dir ein behagliches Heim bereiten zu können.“

„Du bist ein böser, gottloser Mensch,“ sagte sie. „Ich will Dich gar nicht heiraten.“

„Das thut mir sehr leid, Esther, ich bin nicht so schlecht, wie Du glaubst; aber Deine Heftigkeit geht immer gleich mit Dir durch. Sowie ich ein bißchen Geld zusammen habe —“

„Wenn Du ein guter Mensch wärst, würdest Du mich jetzt sofort heiraten.“

„Das will ich auch thun, wenn Du es willst, aber die Sache ist die, — ich besitze im Augenblick nur drei Pfund. Ich habe Pech gehabt in letzter Zeit —“

„Du kannst an gar nichts andres denken, als an das gottlose Wetten. Geh nun, laß mich durch, ich will Deine Lügen nicht anhören.“

„Nach dem St. Leger-Nennen werde ich sicher —“

„Laß mich durch, ich will nicht mit Dir sprechen.“

„Aber, Esther, so höre doch zu; ob wir uns nun heiraten oder nicht — so, in dieser Weise, können wir nicht nebeneinander weiter leben; die werden alle bald was merken —“

„Ich werde von Woodview fortgehen,“ sagte sie. Aber sie hatte noch kaum die Worte gesprochen, als es ihr klar wurde, daß sie in der That fort müsse, je eher, je besser!

„Laß mich nun gehen . . . wenn Mrs. Barfield —“

Ueber Williams Antlitz glitt ein Zug des Bornes, und er sagte:

„Ich will als anständiger Kerl an Dir handeln; aber Du läßt mich ja nicht. Bist so müdsch und eigensinnig wie ein Maulesel; Sarah hat ganz recht; so eine wie Du würde 'nem Mann das Leben zur Hölle machen!“

Sie aber hatte nur einen Gedanken: er mußte sie erst wieder achten können. Von Anfang an hatte sie das Gefühl gehabt, daß dies ihre einzige Hoffnung sei, und diese zuerst undeutliche Empfindung entwickelte sich nun, bis sie zu einem klaren Gedanken wurde, und sie beschloß, nicht eher nachzugeben, als bis er seine Sünde einsehe und sie dann bäte, ihn zu heiraten. Aber die Liebe in ihr für den Mann selbst kämpfte einen gewaltigen Kampf gegen ihre religiösen Vorurteile. Diese Liebe war gleichsam wie ein Sonnenstrahl, der auf ein im Nebel vergrabenes Thal herabschneit; blitzartige Zudängen von Leidenschaft drangen durch ihren Eigenwillen hindurch, schmolzen ihn beinahe hinweg, und unbewußt fast suchten ihre Augen mitunter die Williams — unbewußt wandte sie ihre Schritte aus der Küche in den Korridor hinaus, wenn sie dort seinen Schritt zu vernehmen glaubte . . .

Hätte Esther ein wenig früher nachgegeben, so wäre ihr Schicksal sicherlich ein ganz andres geworden. Denn als ihr Herz endlich ihr Vorurteil besiegt hatte, als ihre Liebe für William das Uebergewicht gewann, als sie sich danach sehnte,

sch in seine Arme zu werfen und zu sagen: „Ja, ich liebe Dich, mach' mich zu Deinem Weibe.“ — da bemerkte sie, oder glaubte doch wenigstens zu bemerken, daß seine Blicke den ihren auswichen, und sie fühlte, wie Gedanken, die sie nicht kannte, in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatten, Gedanken, die ein unbestimmtes Angstgefühl in ihr erweckten.

Und als ihre Leidenschaft erst wieder für ihn zunahm, bemerkte sie gar mancherlei, was dem gewöhnlichen Zuschauer nicht aufgefallen sein würde. Ihr allein erschien es auffällig, daß, wenn im Salon geklingelt wurde und Mr. Leopold sich langsam erhob, William aufsprang und sagte:

„Ich habe jüngere Beine als Sie, bleiben Sie nur ruhig sitzen.“

Kein anderer, nicht einmal die mißtrauische Sarah glaubte etwas anderes, als daß William sich in der Gunst Mr. Leopolds zu befestigen wünschte. Esther aber, obwohl ihr die Wahrheit noch unbekannt war, glaubte in dem leisen Geräusche der Salonglocke die Todesglocke ihrer Hoffnungen zu hören. Sie achtete darauf, wie lange er oben blieb, wenn er hinaufging, und fragte sich besorgt, was ihn dort wohl so lange aufhalten könne! Es war in letzterer Zeit kühleres Wetter eingetreten. Müßte er vielleicht ein Feuer anzünden? Sie wußte nicht, wer sich im Salon befand. Endlich erfuhr sie von Margarete, daß Miß Mary und Mrs. Barfield nach Southwid gefahren seien, um einen Besuch zu machen, und von einem der Stalljungen hörte sie, daß der „Mte“ und „Ginger“ früh morgens schon zum Jahrmarkt nach Zendoan hinübergeritten und noch nicht zurück wären.

Also konnte es nur Peggy gewesen sein, die geklingelt hatte. Esther arbeitete weiter. Aber während sie arbeitete, fiel ihr plötzlich etwas ein, etwas, das sie bis dahin vergessen gehabt hatte. Am ersten Sonntag, als sie zum erstenmal in das Bibliothekzimmer zum Gebet ging, hatte Peggy auf dem kleinen, grünen Sofa gesessen, und während Esther durch das Zimmer schritt, war es ihr aufgefallen, weld' einen bewundernden Blick die junge Dame auf Williams mächtige Gestalt geworfen hatte. Damals hatte sie nicht darauf gedacht, heute aber trat ihr der Vorfall scharf vor die Seele, und die ganze Nacht hindurch hatte Esther das Bild des Mädchens mit den kohlschwarzen Haaren und dem bleichen Gesicht vor Augen.

Am nächsten Morgen wartete Esther schon darauf, daß die Glocke ertönte, die ihren Geliebten von ihr hinwegrufen sollte. Die Stunden des Nachmittags vergingen langsam, und sie hatte fast schon zu hoffen begonnen, daß sie sich geirrt habe, als das metallene Zünglein der Glocke klang. Sie hörte die mit grünem Fries bezogene Thür hinter ihm zufallen, aber immer noch tönte das Glöckchen in ihren Ohren fort. Dann wurde es im Korridor ganz still.

Wie einer, der sich zur Nachtzeit im Morast verirrt hat und sich schon langsam sinken fühlt, empfand sie plötzlich, daß es nun an der Zeit sei zu einem letzten, verzweifelten Kampf; sie fühlte, daß sie um ihren Geliebten kämpfen mußte. Aber wie?

William schien ihr jetzt förmlich aus dem Wege zu gehen, und sein Verhalten schien anzudeuten, daß er nichts dagegen haben würde, wenn ihr Zerwürfniß noch länger andauerte. Aber sowohl Stolz wie Zorn waren nun von ihr abgefallen, sie fühlte jetzt nur noch, daß sie im Begriff war, ihn zu verlieren, und mit tausendfach verschärfter Feinfühligkeit erriet sie seine Absichten, erriet sie alles, was er dachte und thun wollte, und er mögliche es, ihm eines Tages im Korridor zu begegnen, da er es am wenigsten erwartet haben möchte.

Sie stieß ein leises, verlegenes Lachen hervor.

„Ich scheine Ihnen ja fortwährend in den Weg zu kommen.“

„Was schadet das? Wenn man in einem Hause dient, ist das ganz natürlich.“

Sie standen da und blickten einander an. Eine Erklärung schien jetzt unvermeidlich; aber in eben diesem Augenblick ertönte dicht über ihrem Kopf wieder die Salonglocke.

„Ich muß hinauslaufen,“ sagte William rasch, wandte sich von ihr ab, und bevor sie noch ein Wort sagen konnte, war die Thür hinter ihm zugefallen.

Eines Tages machte Sarah die Bemerkung, daß William jetzt sehr viel im Salon zu thun zu haben scheine. Instinktiv aufgestachelt fuhr Esther empor und sagte:

„Ich halte nicht viel von Damen, die ihren Dienern nachlaufen.“

Alles bliete auf.

Mrs. Dalch legte ihr großes Tranchiermesser nieder und hestete ihre Augen auf ihren Sohn.

„Dame?“ sagte Sarah, „die ist doch keine Dame! Wieviel Jahre ist's denn her, daß ihre Mutter ihren eignen Hof noch gefegt hat?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Hexenbrand in Franken.

Deutschland hat vor den übrigen Kulturländern den fragwürdigen Vorzug, daß auf seinem Boden der verruchte Wahwitz der Hexenprozesse die meisten Opfer gefordert und am längsten gewüthet hat. Es ist kulturkämpferische Ueberlieferung, die katholische Kirche allein mit diesem Vorwurf zu belasten. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit muß aber festgestellt werden, daß der Protestantismus sein gerüttelt Maß von Mitschuld an dem finsternen Treiben hat, und daß auch in protestantischen Landen die Hexenbrände massenhaft flammten, als der blutige Wah auf dem Höhepunkt angelangt war: im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert. Das war ein eifriger Lutheraner und eine rechtsgelehrte Leuchte des protestantischen Sachsen, jener Carpzow, der sich 1687 in der Einleitung zu seiner berüchtigten „Criminalpraxis“ rühmte, bei zwanzigtausend Hexenprozessen und derlei Sachen mitgewirkt zu haben. Der Protestantismus war dem tollen Aberglauben ebenso unterworfen, wie die Alleinseligmachende. Wahr ist aber, daß von katholischer Seite der mörderische Abergwitz zuerst in ein System gebracht worden ist — in dem belamnten „Hexenhammer“, daß die letzten Hexenbrände in katholischen Gebieten Deutschlands stattgefunden haben, wo der Gränel erst mit der geistlichen Ermordung der „Hexe“ Anna Maria Schwägelin in Kempten, dem Machtbereich des Kemptener Fürstbistums, am 11. April 1776 sein definitives Ende erreichte, und daß ein katholisches Fürstentum des Reichs das Paradies der Hexenrichter gewesen ist.

Das Fürstbistum Würzburg hat auf diese Bezeichnung gegründeten Anspruch. In der Stadt Würzburg allein wurden zwischen 1627 und 1629 über zweihundert Personen als Hexen und Hexenmeister verbrannt. Auf einen einzigen Tag, den 28. Oktober 1627, wurden in Würzburg 63 Personen wegen Hexerei hingerichtet, und im Jahre 1629 spricht der Würzburger Kanzler brieflich die Meinung aus, daß noch 400 Einwohner aller Stände wegen Hexerei prozessiert werden müßten; er teilt u. a. mit, daß er Kinder von sieben Jahren hat hingerichtet sehen. Der Hintermann dieser Schreckensthaten war der Fürstbischof selber, Adolf von Ehrenberg, dem es vor allem um die der Konfiskation verfallenen Güter der Hingerichteten zu thun war. Dieser Mann schreckte nicht davor zurück, seinen eignen Neffen, einen siebzehnjährigen Jüngling, mit dem die Familie ausstarb, als Zauberer in der kabbalistischen Weise umbringen zu lassen, mit der Begründung: „Ich will lieber keinen Stammhalter meines Geschlechts haben, als daß ein Zauberer meine Familie fortplanze.“

Der schauerhafte Verwandtenmord veranlaßte ein Einschreiten des Reichs gegen das Würzburger Schreckensregiment und das vorläufige Aufheben der Hexenverfolgung. Auf Adolf von Ehrenberg folgten ein paar Bischöfe aus der Familie von Schönborn, die humaner gesinnt waren und keinen Scheiterhaufen flammen ließen. Aber das Uebel war nicht radikal ausgerottet, sondern in den Massen des Volkes wie unter den Pfaffen und Fürsten lebte der alte Wahwitz mit ungeschwächter Kraft weiter und konnte jeden Augenblick neue Opfer fordern. Ein geistlicher Augenzeuge des Würzburger Treibens war ja darüber zur Einsicht in die ganze Barbarei der Hexenprozesse gekommen, der Jesuit Friedrich von Spee, der zur Zeit der ärgsten Raserei als Universitätsprofessor in Würzburg geweiht hatte und 1631 seinen Abscheu in einer lateinischen Schrift zum Ausdruck brachte. Das hat ultramontane Geschichtsschreiber, wie Janssen, veranlaßt, dem Jesuitenorden ein Hauptverdiensten an der Beseitigung des Hexenwahns zuzuschreiben. Das ist aber eine ganz unhaltbare Phantasio. Spee war nicht nur in seinem Stand, sondern auch in seinem Orden ein weißer Rabe. Wie sehr gerade der Jesuitenorden in Deutschland noch ein Jahrhundert später an dem Standpunkt des „Hexenhammers“ von 1489 festhielt, zeigte sich bei Gelegenheit des letzten Hexenbrandes in Franken, bei dem Justizmord, der am 21. Juni 1749 — in Goethes Geburtsjahr — an der greisen Nonne Maria Renata Singer von Mollau zu Würzburg begangen wurde.

Die moralische Verantwortung für dies Verbrechen fällt durchaus auf die in Würzburg damals maßgebenden Jesuiten, deren Autorität für den dergewöhnlichen Fürstbischof maßgebend war. Es gab wohl unter der Würzburger Geistlichkeit ein paar Leute, die soviel Menschlichkeit besaßen, daß sie den Versuch machten, dem blutigen Ausgang der Tragödie vorzubeugen; aber auch sie besaßen nicht den moralischen Mut, um dem ganzen Unwesen grundsätzlich den Fehdehandschuh hinzuzwerfen, sondern begnügten sich mit der weniger gefährlichen Taktik, in dem einzelnen Fall für ein non liquet und dann für mitbernde Umstände zu plaidieren. In ihrer ungeheuren Mehrzahl aber steckten die Würzburger Pfaffen entweder selbst noch bis über Hals und Ohren im tiefsten Hexenwahns, oder sie liebten den edlen Zweck, dem Volk die Dummheit zu erhalten, das Mittel des Justizmordes heilig. Man steht jetzt in dem Fall der Maria Renata, der

bisher nicht ganz aufgeklärt war, bis auf den Grund, nachdem der bekannte bayrische Publizist und Politiker A. Memminger das ganze urkundliche Material*) ausgegraben und zu einer unserer interessantesten kulturgeschichtlichen Studie verarbeitet hat, bei deren Lektüre man sich staunend fragen möchte, wie solch ein Höllenbrueghel von Ausgeburten des Narrenhauses noch in der Mitte des 18. Jahrhunderts, im Zeitalter der Aufklärung dem civilisierten Europa vorgeführt werden konnte: wenn man nicht bedächte, daß in diesen Anfängen des 20. Jahrhunderts erst kurze Zeit verflossen ist, seit der Teufel Vitrou und seine Schwanzhaare Furore machten und Gläubige fanden.

Die unglückliche Maria Renata Singer von Mollau war Subpriorin des Prämonstratenser-Nonnenklosters Unterzell bei Würzburg und seit fünfzig Jahren Insassin des Klosters, als sie im Jahre 1749 als siebzehnjährige, körperlich und geistig gebrochene Greisin von ihrem schrecklichen Geschick ereilt wurde. Es war schon seit Jahren in Unterzell nicht richtig. Im Jahre 1746 war die junge Nonne Maria Cäcilia von Bistorini, die thätlich an Fallsucht und Hysterie litt, durch den Klosterprovisor Pater Siard in sachverständige Behandlung genommen. Der gute Mann glaubte, sie sei von einem Teufel besessen, und versuchte den Dämon aus ihr heraus zu beschwören, nach seiner voreiligen Meinung mit gutem Erfolg. Die Bistorini war aber nachher wieder mit dabei, als im Jahre 1748 der große Teufelsputz in Unterzell losging. Es war eine ganz krankhafte Gesellschaft, die in dem Kloster unter für Geist wie Körper gleich nachteiligen Existenzbedingungen zusammengesperrt war. Mindestens ein halbes Duzend unter den Nonnen war teils geradezu verrückt, teils wenigstens im allerhöchsten Maße hysterisch. Sie hatten die abenteuerlichsten Wahnvorstellungen und Marotten und tobten schließlich nach einem gangbaren Ausdruck „wie besessen“. Ihre geistlichen Berater hatten gar keinen Zweifel, daß sie wirklich besessen seien, gingen wieder mit Exorcisieren an die Arbeit und suchten herauszubringen, woher die bösen Geister kämen. Und es war bald heraus, wer als Urheberin des ganzen Unheils anzusehen sei: Niemand anders als die Subpriorin des Klosters, die ihrer Strenge wegen bei den geistlichen Schwefelern und ihrer Sparsamkeit und Selbständigkeit wegen bei den Patres, die amtlich in dem Nonnenkloster zu thun hatten, vor allem dem Probst des benachbarten und vorgelegten Mönchsklosters Oberzell nichts weniger als beliebt war. Von den Besessenen und deren Dämonen einstimmig der Hexerei beschuldigt und auch sonst sehr stark belästet, sah Maria Renata bald hinter Schloß und Riegel. An ihrer Schuld konnte gar kein Zweifel sein, denn sie leugnete ja gar nicht, sondern gestand ihren Pund mit dem Teufel und ihr ganzes Treiben offen ein: sie war nämlich selber durch das Narrenhaustreiben um sie her angesteckt; ihre nachherigen Aussagen sind so kreuzkonfus, daß sie ohne weiteres irren Geistes erklärt werden muß. Ihrem Bekenntnis war außerdem mit sehr schlagenden Gründen nachgeholfen worden. Bei ihrer Einsperzung hatte man sie, um ein Geständnis zu erpressen, mit unbarmerzigem Schlägen bedacht, besonders hatte der Pater Siard ihr unter Faustschlägen ins Gesicht gesagt: „Canaille, willst Du nicht gestehen?“ Sie hat nachher, wie unendlich feststeht, erklärt, „daß sie ein weit mehreres als sie auf sich gehabt, aus alleiniger Furcht der etwa zu gewardenten (gewärtigenden) Schlägen bekennt und eingestanden habe“. Es ist das weiter nicht bemerkenswert; denn das Gesetz erlaubte ja Anwendung der Folter zur Ueberführung mutmaßlicher Hexen.

Aus den Protokollen der Vorvernehmung und des Hauptverhörs vor dem geistlichen Inquisitionsgericht seien nur einige von den verrücktesten Sachen hervorgehoben, die da ganz ernstlich als tödliches Belastungsmaterial aufgezeichnet sind. Die altersschwache Greisin, die so gedreht ist, daß sie auf einem Sessel zum Verhör hingetragen werden muß, sagt aus, der Teufel sei alle Montage zu ihr gekommen, um mit ihr zu buhlen; das müßte ein dummer Teufel gewesen sein! Die Inquirenten aber gehen der Sache bis in unsäglich Einzelheiten nach. Klar ist danach, daß die Angellagte auch nächtlicher Weile zum Hexentanzplatz geritten ist. Daß sie ihren Schilderungen dieser Lustbarkeiten und jenes Umgangs mit dem Teufel wiederholt hinzufügt, sie glaube, daß es mehr im Traum geschehen, sie hätte im Schlaf mit dem Teufel gesündigt, aber nicht wachend, ist natürlich ganz unerheblich. So werden auch ihre und der „Besessenen“ Aussagen, wonach sie die Mitschwester und auch Mönche verhext hat, so daß sogar mehrere gestorben, für bare Münze, nicht für leere Träume und verrückte Hirngespinnste von Tollhäußlern genommen. Das non plus ultra sind die Stellen der Protokolle, wo davon die Rede ist, „wie dann ihr lasterhaftes Leben entdekt worden“. Die Vermisse schiebt es auf die Ragen. Das Kloster sei nämlich so voll Mäuse und Ratten gewesen, daß es jeder Nonne erlaubt worden sei, sich eine Rage zu halten, um unter dem Ungeziefer aufzuräumen. Sie selber hat sogar drei gehalten. „Diese drei Ragen aber wären drei Teufel gewesen, welche geredet sowohl in ihrem Zimmer als in dem Klostersgang, die Nonnen hätten abends und in der Nacht solches gehört und darauf acht gehabt, und wäre eine große Furcht im Kloster gewesen, da solches Reden eine Nonne der andern gesagt und geklaget, so haben sie es dem Probst angezeigt, daß meine drei Ragen redeten.“ Auf die Frage, ob sie Mäuse gemacht habe, erwidert Maria Renata, sie habe bloß die-

jenigen, welche halbtot gewesen, durch Anhängen wieder lebendig gemacht. Ihre schwarze Rage habe gesagt: „Es kommt jemand“, oder „Es ist jemand draus“. Die Mäusegeschichte macht den Wahnsinn der Nonne ganz offenkundig. Nicht aber für das geistliche Gericht, mit vielleicht einer Ausnahme. Es beschließt, der „Gerechtigkeits“ freien Lauf zu lassen und bloß die Hexe der Gnade des Fürstbischofs und des weltlichen Gerichts zu empfehlen.

Dem Fürstbischof — es war gerade ein neugeborener, Karl Philipp Graf von Greiffenclau — muß bei der ganzen Sache nicht übermäßig wohl zu Mute gewesen sein. Er kostete nämlich im Mai 1749 ein Gutachten der Würzburger theologischen Fakultät ein, die aus lauter Jesuiten bestand. Die Herren Professoren bejahten die Frage: „Können bei einer Besessenheit die bösen Geister zu der Aussage gezwungen werden, ob die Besessenheit ein Teufelswerk ist?“ verneinten nicht die Frage: „Können die bösen Geister durch Beschwörungen zu der Aussage gezwungen werden, durch welche Zauberer oder Hexen eine solche Besessenheit veranlaßt wurde?“, sondern erklärten bloß die Angeberei dritter Personen für gefährlich. Und zum dritten gaben sie auf die Frage, welcher Glaube den durch die Beschwörungen bearbeiteten bösen Geistern beigemessen werden könne, wenn die Aussagen beständig gleich lauten, die weise Antwort, daß man einigen Glauben an solche Aussagen nicht abweisen dürfe. Zum Schluß erklären sie mit einem Satz des Jesuiten Lessius: „Wenn der böse Geist die verborgenen Zauberer oder deren Verbrechen offenbart, so ist das Bekenntnis nicht rundweg zu verwerten, weil bei schweren Verbrechen keine Indicien geringfügig behandelt werden dürfen; weshalb der Richter durch den Sinn einer solchen Angeberei heimlich für sich ohne Bedenken eine Belehrung schöpfen kann, so daß er gewichtigere Indicien daraus ableiten kann.“

Nach diesem Hohn der Gottesgelahrten auf Vernunft und Wissenschaft belamen nun die Juristen das Wort. Das Blutgericht ging einfach nach den Vorschriften der Carolina zu Werke. Es fand die Verbrechen der Maria Renata durch ihr eignes Geständnis und die Aussagen ihrer Mitschwester vollständig bewiesen und verurteilte daher die Angellagte am 18. Juni 1749 zum Scheiterhaufen. Aus besonderer Milde ward die Sentenz dahin geändert, daß die Hexe erst gelöst, ihr Leichnam verbrannt werden soll. Und in dieser Weise geschah am folgenden Tage der Justizmord. Das Schlachtopfer wurde hingetragen. Ein gleichzeitiger Bericht erzählt erbaulich, wie „der Kitzinger Scharfrichter das Schwert entblößt und mit einer so ausnehmenden Geschicklichkeit den Kopf abgehauen, daß alle Umstehenden das vollkommenste Vergnügen über diesen so glücklichen Vollzug haben verspüren lassen.“ Der Kopf war zum warnenden Exempel auf einen Pfahl gesteckt, während der Rumpf auf den Scheiterhaufen geworfen wurde.

An Ort und Stelle hielt der Jesuit Saar als sogenannter Galgenpater eine Predigt, die unter Berufung auf einschlägige Bibelstellen haarscharf bewies, daß alles nach Gottes Wort und von Rechts wegen vor sich gegangen sei. Er riskierte auch eine Vermutung, warum Gott die ganze Sache habe geschehen lassen, und da scheint ihm die Hauptsache: „wegen denen Ungläubigen. Diese müssen aus dermaliger Begebenheit unwiderprechlich erkennen, daß auf der Welt seien Hexen und Zauberer, mithin auch Teufel, von welchen sie ihre Künfte erlernen. Gehet hin, ihr Atheisten, nach Unterzell, um jene Ordenspersonen, welche Maria Renata bezaubert, anzuhören. Was gilt, ihr werdet gestehen, daß in diesen Menschen etwas mehr als ein Mensch verborgen sei. Weiten aber die einheimische Feind oder Geister in denen Besessenen auf die Kirchenbeschwörungen gedemütigt, endlich auch ausgetrieben werden, so müssen wir daraus schließen, daß sie einem weit mächtigeren Geist, nemlich Gott, welchen die Kirche anruft, unterworfen seien: Psalm 33, Vers 8, merkt es doch, ihr Unweise unter dem Volk, und werdet einmal witzig, ihr Narren.“

Diesmal hatte sich die Jesuitenschlauheit aber verrechnet. Anstatt als ein neuer Beweis für die Größe und Wahrheit der katholischen Kirche und Lehre angehen zu werden, lieferte das Verfahren gegen Maria Renata den ungläubigen Feinden der Alleinseligmachenden Wasser auf die Mühlen. Ueberall in der civilisierten Welt erhob sich über den Würzburger Hexenbrand ein Schrei der Entrüstung, in den sogar ein paar katholische Geistliche einstimmten, das einhellige Urteil der aufgestellten öffentlichen Meinung blieb denn doch, wie das Urkundenmaterial zeigt, nicht ohne Eindruck auf den Fürstbischof und seine päpstliche Umgebung. Es schredte sie von einer Wiederholung der Prozedur ab. Diese wäre sonst bloß folgerichtig gewesen. Die verrückten Nonnen von Unterzell blieben nämlich auch nach dem Tode der Subpriorin bezeugt und gaben nur weitere Personen als der Zauberei schuldig an. Aber man hatte genug und ließ nun endlich die Aerzte in ihr Recht treten. Maria Renata blieb also das letzte Opfer, das der Hexenwahn in Franken gefordert hat. —

A. Conradh.

Kleines feuilleton.

ur. Himbeeren und Brombeeren. Es giebt eine Pflanzengattung, die nennen die Botaniker mit dem lateinischen Fachausdruck Rubus. Das ist eine der formenreichsten Sippen, die wir kennen, und es giebt Forscher, die sich nur allein mit ihr beschäftigen. Da existieren Hunderte von Arten, und außerdem vermehren die

*) Das verhexte Kloster. Nach den Akten dargestellt von A. Memminger, Redakteur und Abgeordneter. 1904. Memminger's Verlaassanstalt, Würzburg, Preis M. 2,50.

Wasserbildungen, zu denen jene neigen, den Formenreichtum außerordentlich. Dabei gehen die Arten so sehr in einander über, daß nur wenige sich in dieser bunten Gesellschaft zurecht finden können. Zu der Gattung *Rubus* gehören auch unsere Himbeeren und Brombeeren. Die Himbeere ist nun gerade eine der am leichtesten erkennbaren und fest umgrenzten Arten der Gattung. Ihre Früchte, die von Natur rot, bei kultivierten Sorten aber auch gelb aussehen, sind sehr süß und aromatisch, ihre Stacheln sind klein und weich. Sie ist eine unserer verbreitetsten Pflanzen und wohl jedermann bekannt. Nun giebt es aber in anderen Ländern auch noch andre Arten, die zu dieser Unterart der Himbeeren gehören. Von ihnen wird bei uns eine sehr häufig angepflanzt, nicht der Früchte wegen, denn sie sind nicht viel wert, aber um ihrer Schönheit willen. Die wohlriechende Himbeere (*Rubus odoratus*) ist in der That einer unserer schönsten Bierträncher, doppelt wertvoll deshalb, weil er im Sommer blüht, wo die meisten Sträucher nur durch ihren grünen Laubschmuck zieren. Die wohlriechende Himbeere hat schon einen ganz andren Wuchs als unsre einheimischen *Rubus*-Arten, die wirklich alles andre eher als schön sind. Aber jener aus Nordamerika stammende Strauch hat eine etwas höhere, buschige, runde Gestalt, die Blätter sind groß, fimschlappig, und die Triebe sind stachellos. Wunder schöne, sehr große, dunkelrote Blüten aber machen erst diese Himbeere zu einer wirklich hervorragenden Zierpflanze. In den letzten Jahren sind auch noch andre Himbeerarten eingeführt worden. Die schönste von ihnen ist die köstliche Himbeere (*Rubus deliciosus*). Ein etwa anderthalb Meter hoher Strauch, besitzt sie anmutige dreilappige Blätter und sehr große, vier bis fünf Centimeter breite Blüten von reinweißer Farbe. Eine andre aus Japan stammende Art (*Rubus phoenicolasius*) wurde vor etwa einem Jahrzehnt unter dem Namen Japanische Weinbeere mit viel Klame als neuer Fruchtstrauch von Amerika her eingeführt. Die kleinen gelblichroten Früchte dieser Himbeerart sind nun in der That recht wohlschmeckend, und der hochaufstrebende Strauch mit seinen auffallenden, roiborstigen Trieben nimmt sich recht gut aus. Aber leider ist die japanische Weinbeere recht frostsensibel und das ist ihrer Verbreitung sehr hinderlich, da sich bei uns niemand gern der Mühe unterzieht, eine Pflanze im Winter sorgfältig einzudecken.

Von ganz andern Schlage als die Himbeeren sind die Brombeeren. Sie haben meist Schößlinge mit sehr starken Stacheln. Ihre Früchte sind schwarz. In Deutschland giebt es sehr viele Brombeerarten, die eßbare Früchte liefern. Das Volk unterscheidet die einzelnen Species nicht. Nur eine Art hebt sich aus der Schar dieser großen recht gleichförmigen Gruppe heraus. Das ist die Aderbrombeere, auch Brambeere genannt. Sie kriecht viele Meter weit am Boden hin und überzieht mitunter Steinbrüche aber auch Felder vollständig mit ihren dahinkriechenden Ranken. Ihre Früchte sind blau bereift, der Geschmack derselben weicht auch etwas von dem der andren Brombeeren ab. Seit einiger Zeit ist auch eine amerikanische Brombeerart (*Rubus villosus*) bei uns in vielen Sorten eingeführt worden. Diese Brombeeren treiben sehr lange, schlank Schößlinge, so daß sie zur Verankerung von Zäunen und Wänden benutzt werden können. Sie liefern eine erstaunliche Menge schöner großer Früchte, und werden deshalb schon ziemlich häufig bei uns angepflanzt. Neben diesen strauchartigen Himbeeren und Brombeeren, deren Triebe verholzen, giebt es auch einige *Rubus*-Arten, die krautig bleiben. Besonders zwei von ihnen sind erwähnenswert: die Felsenhimbeere und die Muldbeere. Die erstere, die in trocknen Laubwäldern, meist auf Kalkboden wächst, liefert rote, weinsäuerliche Früchte. Die Muldbeere, auch Zwergmaulbeere genannt, besitzt ebenfalls rote Früchte, die in nordischen Ländern sehr geschätzt sind. Sie wächst auf Hochmooren und wird nur acht bis fünfzehn Centimeter hoch. Sie ist eine echt nordische Pflanze, bei uns kommt dieser Zwerg aus der *Rubus*-Stippe nur an einigen der kältesten Orte auf Mooren vor, auf dem Riesengebirge und an einigen Stellen West- und Ostpreußens.

Theater.

Neue freie Volksbühne (Schiller-Theater N.): „Pauline“. Berliner Komödie in drei Akten von Georg Hirschfeld. — Diegt's am schöpferischen Unvermögen der jeweiligen Dramenschreiber, oder sollte das Berliner Leben wirklich so flach, so poesieflos-nüchtern, so humorfremd-banal sein, wie es in den allermeisten Lokalstücken abgebildert wird? Was in Hirschfelds „Komödie“ zunächst auffällt, ist, daß das Stück gar keine Komödie ist. Ihm fehlt die höhere dichterische Idee, die Schwingung keise spöttelnder Ironie. Es ist nichts mehr und nichts weniger als der Abklatsch von Guckkastenbildern in willkürlichen Uebertreibungen. Seine Gestalt ist eckig. Die karikierende Schilderei soll den Humor ersetzen, an welchem es Hirschfeld total zu gebrechen scheint. Lediglich im Auftakt der Handlung führt man so etwas wie „sonnige“ Heiterkeit, die den ersten Akt belebt. Aber schon der zweite enttäuscht. In der wüsten Briggelenszene im Nüschmannschen Tanzlokal findet kein Fünkchen wirklicher Komik, und der dritte Akt läßt das ganze Stück zu Clauwenscher Nüchternheit hinabsinken. Da lacht man nicht mehr. Rein, Hirschfeld ist kein Komödiendichter. — Das Ensemble des Schiller-Theaters bemüht sich um „Pauline“ mit gutem Geschick. — e. k.

Aus dem Tierleben.

— Die Winterschlafdrüse des Fgels. Carlier und Evans beschafften sich, wie „Die Umschau“ berichtet, Ende September 1901 20 bis 30 Fgel und ebensoviele um dieselbe Zeit im Jahre 1902; die Tiere wurden im kühlen Keller mit Brot und Milch gefüttert, bis Ende Oktober der Winterschlaf begann. Jedes Tier wurde sodann gewogen, gezeichnet und in ungeförter Ruhe bis zum Gebrauch belassen. Am 25. eines jeden Monats vom Oktober bis April wurden einige Tiere getötet, nachdem vorher ihr Gewicht bestimmt war; dann wurde die Drüse möglichst schnell entnommen, gewogen, getrocknet und wieder gewogen. Nachdem so der Wassergehalt bestimmt war, wurde das Fett extrahiert und endlich in dem fettreichen Rückstand der Stickstoff, Phosphor und die Aschenbestandteile in üblicher Weise gemessen.

Die Winterschlafdrüse zeigt, wenn sie vollkommen entwickelt ist, eine Orangefarbe, sie wird während des Winterschlafes dunkler und am Ende desselben dunkelbraun bis schwarz. Ihr Gewicht war zuerst durchschnittlich 1—2 Proz. vom Körpergewicht, stieg im zweiten Monat auf 2,7 Proz. und sank dann auf 1 Proz. am Ende des Winterschlafes. Ihre Zusammensetzung änderte sich mit der Jahreszeit und auch mit den Individuen; immer aber fand man Wasser, Fette und fettartige Stoffe, Pigmente, Eiweiß und Salze. Das Wasser betrug durchschnittlich 50—60 Proz. des Gesamtgewichtes, die Fette variierten zwischen 40 und 17 Proz.; die Eiweißstoffe waren in der Menge von 15—16 Proz. zugegen.

Aus diesen Zahlen ergab sich, daß die Tiere bei Beginn des Winterschlafes ungemein fett sind. Während der ersten Monate nimmt das Körpergewicht sehr schnell ab, auch das der Drüse, die viel Fett abgiebt; am Ende des ersten Monats beginnt sodann ein Sparen des Drüsenfettes, und bis Ende März wird nur wenig von diesem abgegeben, erst wenn alles im Körper aufgespeichert gewesene Fett verschwinden ist, wird die Drüse die einzige Fettquelle, ihr Fettgehalt sinkt rapide, Anfang Mai ist ein Viertel ihres Fettvorrates verschwunden. Der Wassergehalt der Drüse ändert sich umgekehrt wie ihr Gehalt an Fett; die Eiweißstoffe zeigen hingegen nur eine Differenz von 0,78 Proz., d. h. sie werden gar nicht verbraucht. Der Phosphor nahm im ersten Monat schnell ab und blieb dann konstant, die Gewichtsabnahme des Körpers war bis Februar größer als die der Drüse, nachher wurde das Verhältnis umgekehrt.

Diese Untersuchung bestätigt die bemerkenswerte Tatsache, daß während des Winterschlafes das Leben allein durch Fett erhalten wird, ein Zustand, der notwendig ist, weil, wie bekannt, der Tierkörper nicht fähig ist, einen Vorrat von Stickstoff anzulegen. Hätten diese Tiere nicht die Fähigkeit erworben, ohne eine konstante Zufuhr von stickstoffhaltiger Nahrung zu leben, so wäre die Ueberwinterung eine Unmöglichkeit. —

Notizen.

— Im Weimarer Hoftheater hatte Max Vogrichs Oper „Der Buddha“ bei der Erstaufführung einen starken Erfolg. —

— Le Bornes Musikdrama „Mudarra“ fand in seiner neuen Fassung bei der Erstaufführung im Elberfelder Stadt-Theater eine freundliche Aufnahme. —

— Die Centralanstalt für Meteorologie ist durch Uebernahme des nunmehr verstaatlichten Erdbeobachtungsnetzes zu einer Centralanstalt für Meteorologie und Geodynamik erweitert worden. —

— Für die Auffindung des verschollenen Nordpolfahrers Baron Toll oder eines Teiles seiner Expedition hat die russische Akademie der Wissenschaften einen Preis von 5000 Rubel, und außerdem noch einen Preis von 2500 Rubel für den ersten Hinweis auf zweifellose Spuren seines Aufenthalts gesetzt. —

— In den Vereinigten Staaten Nordamerikas unweit Cincinnati ist, nach der „Merthus“, eine „Goldfish farm“ entstanden, die als einzige auf der Welt dasteht. Auf der zu ihr gehörigen ca. 70 Hektar großen Bodenschläge verfügt sie über sechs ungeheure Fischteiche, in denen sich die Goldfische in jeder Größe umhertummeln. (Die Goldfische stehen im Preise von 1/2—2 Dollar pro Stk.) Eine so riesige Fischzucht erfordert natürlicherweise ein zahlreiches Personal, nicht nur zur besonderen Pflege der Tiere, als auch zum Schutze derselben gegen deren geborene Feinde: Schildkröten, Eßlangen, Fischottern, Ratten etc. Täglich gehen zwei und nicht selten sogar drei Aquarien-Waggons von dieser großen Goldfischzucht nach New-York, Boston oder New-Orleans ab. —

— „Zeigt's aber niemand.“ Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus der Schweiz geschrieben: In der solothurnischen Gemeinde Niederpögen hatten kürzlich drei alte Leute von 81, 85 und 92 Jahren in einem Zivilprozeß Zeugnis abzulegen. Der 81jährige und der 85jährige Zeuge hatten ihre Aussagen durch Unterschrift bestätigt. Nun reichte man dem 92jährigen Großmütterchen die Feder. Bögernd ergriff sie diese, entschuldigte sich, das Schreiben sei nie ihre starke Seite gewesen, und bat, als die Arbeit verrichtet war, den Beamten: „Zeigt's aber niemand!“ —